



Leseprobe

Luigi Panella

Der siebte Kreuzzug
Historischer Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 13,00 €



Seiten: 560

Erscheinungstermin: 20. April 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

LUIGI PANELLA
Der siebte Kreuzzug



Buch

Ägypten 1249: Im Spannungsfeld des siebten Kreuzzugs begibt sich der päpstliche Inquisitor Yves le Breton auf die Suche nach einem schicksalhaften römischen Dokument. Aber auch gefährliche Gegner wollen das begehrte Papier an sich reißen, unter ihnen der skrupellose Umberto di Fondi, Abgesandter von Friedrich II., der junge undurchsichtige Emir Baibars und die Tempelritter. Yves le Bretons Auftrag ist mehr als brisant: Denn wer immer das Pergament besitzt, erhält die Macht, das Schicksal von Christentum und Islam für immer zu verändern - und damit die ganze Welt ...

Informationen zu Luigi Panella
und seinen Romanen
finden Sie am Ende des Buches.

Luigi Panella

Der siebte Kreuzzug

Historischer Roman

Aus dem Italienischen
von Ingrid Ickler

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2021
unter dem Titel »Nel nome di Dio«
bei Rizzoli, Mailand.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung April 2023

Copyright © der Originalausgabe 2021 Mondadori Libri S.p.a., Milano

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2023

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur München

Umschlagfoto: © FinePic®, München

Redaktion: Kerstin von Dobschütz

Karte: © Peter Palm, Berlin

BH · Herstellung: ik

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-49319-7

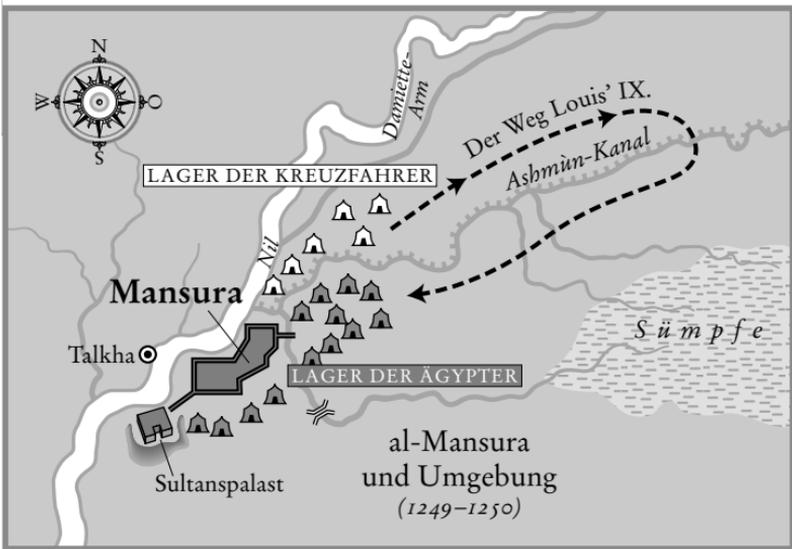
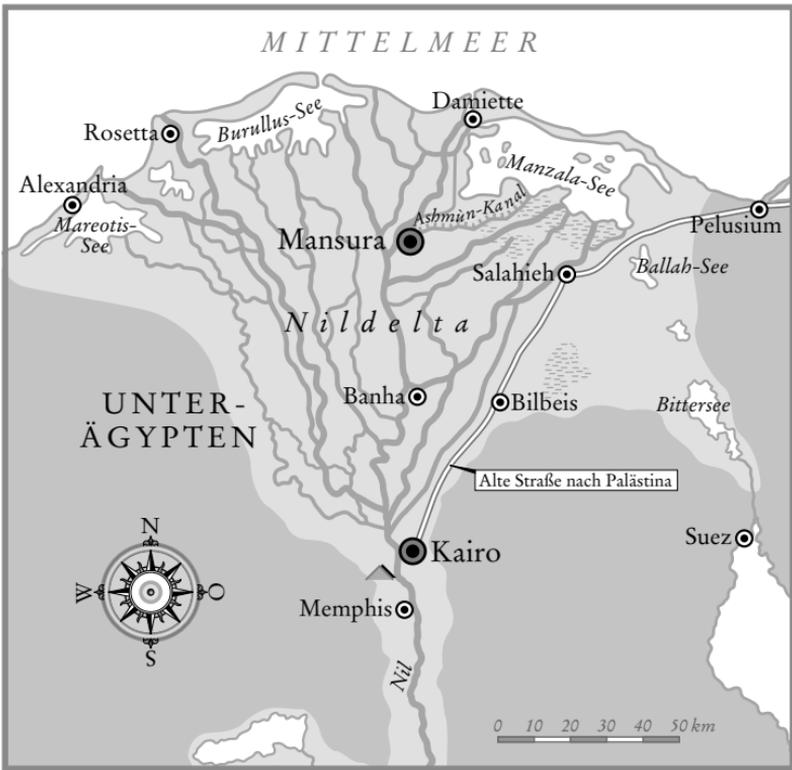
www.goldmann-verlag.de

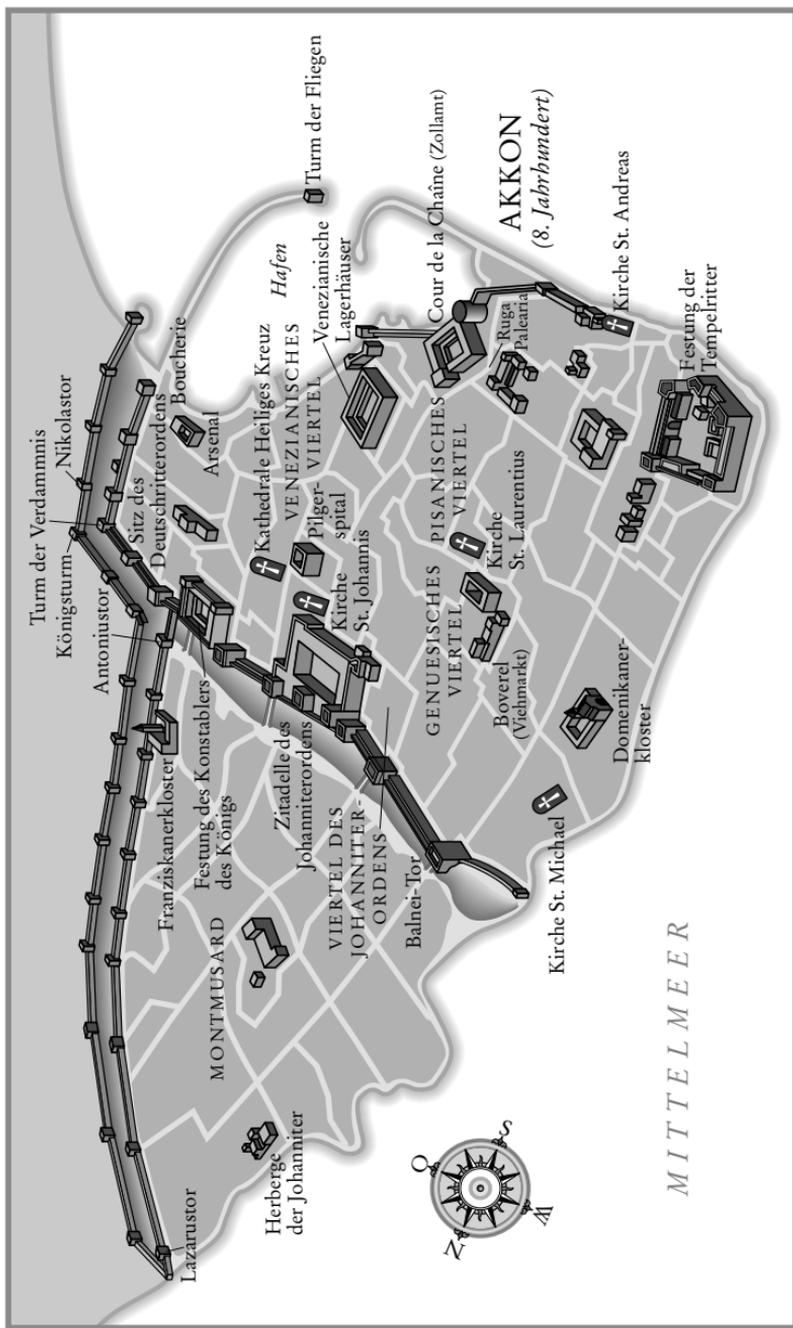
Für meine Frau

Die mittelalterlichen christlichen Daten beziehen sich auf den julianischen Kalender, der bis zum Jahre 1582 genutzt wurde und gegenüber dem heute gebräuchlichen gregorianischen Kalender etwa zehn Tage nachläuft.

Humankind cannot bear very much reality.

T. S. ELIOT





Prolog



Mit einer Fackel in der Hand lief der Legionär zwischen Steinen und Olivenbäumen den Hügel hinunter. Einige Schatten folgten ihm. Der Primus Pilus und somit ranghöchste Zenturio und die fünfzehn Mann der dritten Kohorte der zwölften Legion Fulminata hielten sich zwar abseits des Lichtscheins, doch der Vollmond sorgte dafür, dass sie nicht gänzlich unsichtbar waren.

Der Boden unter ihren Füßen war schwarz und uneben, einer der Männer stolperte und fluchte. Der Zenturio blieb stehen. Es war nur ein Flüstern, aber alle konnten es hören: »Still, beim Herkules!«

Die Lichter der Stadt lagen jetzt hinter ihnen. Doch noch brannten viele Feuer, Menschen saßen um die Feuerstellen, vor allem im Schutz des großen Friedhofs. Dort konnten sie ihn also nicht lassen, auch verbrennen konnten sie ihn nicht. Der Scheiterhaufen würde weithin sichtbar sein, genug trockenes Holz würden sie nach dem starken Gewitter vom Vorabend auch nicht finden. Höhlen aber gab es genug.

Sein Mann blieb stehen. Vielleicht hatte er eine Höhle gefunden. Noch bevor er sie genauer begutachtet hatte, entschied der Zenturio, dass sie schon passen würde. Er hatte es eilig, sich des Leichnams zu entledigen. Wie alle

Soldaten war er abergläubisch und fest davon überzeugt, dass ihnen ihr Tun Unglück bringen würde. In vierundzwanzig Jahren bei der Legion hatte er dennoch keinen einzigen Befehl infrage gestellt.

Absoluter Gehorsam.

Auch das war Roms Größe.

Akkon, 18. Mai 1291

Der alte Mönch öffnete die Augen. Das Schlagen der Trommeln hatte ihn geweckt. Ein bedrohliches Dröhnen, das den Lärm der Wellen, die gegen die Mauern schlugen, übertönte.

Er war allein im *scriptorium* von San Domenico, der Schreibstube des Klosters. Er war eingnickt, und seine Mitbrüder hatten es nicht gewagt, ihn zu stören. Erneut hatte ihn die Vision, die ihn seit Langem quälte, heimgesucht, doch dieses Mal würde es das letzte Mal sein.

Die Trommeln der Belagerer verkündeten der letzten Hauptstadt von Outremer – der Kreuzfahrerstaaten an der Levante –, dass ihre Zeit nach zwei Jahrhunderten abgelauften war.

Mühsam erhob sich der Mann und ging langsam zum Fenster. Die Stadt erwachte zum Leben, von der Straße drangen aufgeregte Stimmen und Schreie herauf. Ein Gemimmel aus Reitern, Händlern, Priestern und Huren, das es dergestalt bald nicht mehr geben würde.

Seit einigen Tagen war klar, dass der entscheidende An-

griff unmittelbar bevorstand. Erst die Eroberung dessen, was vom Turm des Königs übrig geblieben war, dann der Angriff auf das Sankt-Antonius-Tor, den die Tempelritter und die Johanniter mit Mühe abgewehrt hatten – Seite an Seite trotz hundertjähriger Feindschaft. Schließlich der Befehl, dass sich Frauen und Kinder in den Häusern einschließen sollten.

Das nächste Ziel würde der Turm der Verdammnis sein, der Schlüssel zum inneren Mauerring. Mit der abnehmenden Zahl der Verteidiger würden die Sarazenen nicht lange brauchen, um in die Stadt einzudringen. Das Massaker würde beginnen. Gnade erwartete keiner von ihnen. Die Kreuzritter hatten auch keine Gnade gezeigt.

Nahebei zeichneten sich im fahlen Licht der Morgendämmerung die massiven Umrisse des *Templum* ab, der Festung der Tempelritter, mit den vergoldeten Löwen auf den Spitzen der vier Türme neben dem Eingangsturm. Auf der Spitze des Hauptturms brannte ein Feuer: Leuchtsignale an die christliche Flotte, sich der Küste fernzuhalten, um nicht von den feindlichen Wurfmaschinen beschossen zu werden.

Hinter der Festung begannen die Glocken der Kirche St. Andreas zu läuten, als ob sie den Trommeln antworten und die letzte Herausforderung annehmen wollten.

Auf den Straßen eilten einige Tempelritter mit der schwarz-weißen Standarte des Ordens dem Mauerring entgegen. An ihrer Spitze erkannte der Mönch den Großmeister Guillaume de Beaujeu, der sich trotz seiner fast sechzig Jahre immer noch leichtfüßig bewegte. Wie üblich trug er

nur eine leichte Rüstung ohne Schild. Einen Augenblick lang sah er ihn wieder als jungen Mann vor sich, schon damals hatte er den gleichen entschlossenen Schritt.

»Dieses Mal wirst du sterben, Guillaume. Möge Gott auch dir gnädig sein.«

Ihm blieb nur wenig Zeit. Er entfernte sich vom Fenster und ging, auf seinen Stock gestützt, ins Innere des Klosters. Kein Mensch war zu sehen.

Von unten hörte er Gesang: *Veni Creator Spiritus*. Komm, Schöpfer, Geist.

Die dreißig Dominikanerbrüder von Akkon waren in der Kapelle versammelt, wo sie zusammen mit den Franziskanermönchen die Nacht im Gebet verbracht hatten. Zu Beginn der Belagerung, vor mehr als einem Monat, hatten die Minderbrüder ihren Konvent Montmusard aufgeben müssen, der zu nah an der Stadtmauer lag. In den letzten Tagen hatten auch zahlreiche Zivilisten bei den Dominikanern Zuflucht gefunden.

Mit unsicheren Schritten ging er bis zur Tür, die ins *dormitorium* führte. Der große Schlafsaal lag im Halbdunkel, aber der alte Mönch brauchte kaum Licht, um seine Zelle zu finden. Es war das einzige Privileg, das die *fratres praedicatorum*, die »Predigerbrüder«, ihm gewährt hatten: ein winziges Zimmer für ihn allein. Die Regel der Dominikaner schrieb vor, dass niemand, der Meister des Ordens ausgenommen, einen besonderen Platz zum Schlafen bekam, es sei denn, man hatte ihm etwas Besonderes zur Aufbewahrung übergeben. Sie wussten es zwar nicht, aber genau das war bei ihm der Fall. Die Einrichtung bestand nur

aus einem Strohsack, einer Truhe, einem Holzstuhl und einem Tisch, auf dem eine noch brennende Kerze und ein kleines geschnitztes Holzkruzifix standen. Der Mönch hob den Deckel der Truhe an und zog ein Elfenbeinkästchen heraus, in das arabische Schriftzeichen graviert waren. Er kannte ihre Bedeutung: »Es gibt keinen anderen Gott als Gott.« Er stellte es auf den Tisch und betrachtete es. Man nutzte das Kästchen, um den Koran hineinzulegen. Doch in diesem Fall lag etwas viel Schrecklicheres darin, was für immer ein Geheimnis bleiben sollte.

Es waren vierzig Jahre vergangen, nun war das Ende nah.

Er hörte ein Geräusch. Jemand stand hinter ihm.

Kapitel 1

Der Kaufmann



*Nilinsel Roda, 14 muharram des Jahres 646 der Hedschra
(Kairo, Ägypten, 9. Mai 1248)*

Er wäre eine leichte Beute, dachte Ahmed. Sie verfolgten ihn, seitdem er am Nachmittag mit einer Feluke auf der Insel Roda auf dem Bahr – dem großen Fluss Nil, den die Ägypter Meer nennen – angekommen war. Sie beobachteten das Boot, wie sie es immer taten, aber seltsamerweise wurden weder Güter ausgeladen, noch ging jemand von Bord. Die einzige Information, die sie von den Männern am Kai bekommen hatten, war, dass es wohl aus al-Iskandariyya an der Küste kam.

Der Mann hatte gewartet, bis die Dunkelheit hereingebrochen war, dann das Schiff verlassen und war rasch in den übel riechenden und menschenleeren Gassen verschwunden. Ein Fremder, jung und gut gekleidet. Ahmed hatte in sein bärtiges Gesicht geblickt, bevor er sich die Kapuze des Mantels übergezogen hatte. Wahrscheinlich ein italienischer Kaufmann, der nicht wusste, wie gefährlich es war, nachts allein in den Straßen al-Qahiras unterwegs zu sein. Und doch musste er den kleinen Fischerort gut ken-

nen, denn er bewegte sich zielstrebig durch die schmalen, vom Vollmond beschienenen Gässchen.

Ahmed hörte leichte Schritte hinter sich und drehte sich um. Yussuf hatte ihn eingeholt. Omar und Rashid tauchten am anderen Ende der Gasse auf, direkt vor dem Fremden. Sie mussten mit Höllengeschwindigkeit durch das Viertel gerannt sein, um ihn zu erreichen. Ahmed gab ihnen ein Zeichen. Sie würden hier zuschlagen, bevor der Mann in die Nähe des Sultanspalasts kam.

Der Fremde blieb abrupt stehen. Er hatte Omar und Rashid bemerkt, die sich ihm mit langen scharfen Messern näherten. Ahmed und Yussuf gingen schneller und zogen ebenfalls ihre Waffen. Der Mann hörte sie kommen und drehte sich um. Er saß in der Falle. Schrei nur, dachte Ahmed, niemand wird es wagen, dir zu helfen.

Doch der Kaufmann schrie nicht. Er bewegte sich langsam zum Rand der Gasse hin, bis er mit dem Rücken an einer Hauswand stand. Ahmed missfiel die Art, wie er sich bewegte, er schlich wie ein Raubtier. Dann begann der Fremde zu sprechen, auf Arabisch, mit einem Akzent, den die Ägypter nicht kannten.

»Ihr habt den Falschen erwischt. Verschwindet.«

Der gelassene Tonfall des Mannes steigerte Ahmeds Unruhe. Vielleicht sollten sie die Sache besser auf sich beruhen lassen, aber es war zu spät: Omar hatte ihn angegriffen.

Das Mondlicht fiel auf eine Klinge, man hörte einen erstickten Schrei, und Omar griff sich an die aufgeschlitzte Kehle. Er war noch nicht zu Boden gefallen, als der kurze Krummsäbel wie von Zauberhand in der rechten Hand des

Fremden aufgetaucht war und Rashid den Bauch aufgeschnitten hatte. Während der zweite Angreifer zu Boden ging, trennte ein Säbelhieb Yussufs Gesicht in zwei Teile. Ahmed blieb allein zurück. Angst packte ihn, aber zur Flucht war es zu spät. Er schaute auf seine Brust herunter, aus der der Schaft des Krummsäbels ragte. Mit einer bei-läufigen Geste zog der Fremde ihn wieder heraus.

Die Stille der Nacht wurde von Schritten auf dem Straßenpflaster unterbrochen. Männer mit Fackeln tauchten auf, Mamelucken. Als sie die Toten auf dem Boden und den bewaffneten Mann sahen, zogen sie ihre Schwerter. Ihr Anführer, ein wahrer Riese, schrie: »Keine Bewegung!«

Der Fremde hatte nichts dergleichen vor. In aller Ruhe steckte er den Säbel zurück in die Scheide und wandte sich an den Hünen: »*Marhaba, Bunduqdari* – hallo, Armbrustschütze.«

»Du?«

Am nächsten Morgen

Die Säule des Glaubens, *al-Malik* as-Salih Ayyub, hob die Augen von dem Pergament mit dem Siegel Friedrichs II., römisch-deutscher Kaiser, König von Sizilien und Jerusalem, und schaute zu dem Boten, der in einem leichten grünen Gewand mit einem gelben Band um die Taille vor ihm stand. Seinen Mantel trug er über dem Arm. Der Führer des Heeres, der *atabak al-asakir* Fachr ad-Din, hatte ihn am frühen Morgen zu ihm gebracht, nachdem er mitten in

der Nacht von einem *Jamdar* der *Babriyya* – einem hochrangigen Offizier der mameluckischen Garde – auf der Nilinsel Roda geweckt worden war.

Der ägyptische Sultan klang wehmütig.

»Dieses Mal bringen Sie schlechte Nachrichten, ser Berto.«

Der kaiserliche Gesandte dachte, dass er für Sultan Ayyub immer »ser Berto« bleiben würde. Es war nicht das erste Mal, dass Friedrich ihm die Überbringung von Nachrichten an seinen ägyptischen »Neffen« anvertraut hatte, dem Sohn des großen *al-Malik* al-Kamil, genannt Sultan des Friedens. Für den Staufer war er wie ein Bruder gewesen – trotz der Ablehnung des Papstes, der Tempelritter und der Adligen von Outremer, wie die Franken die Gebiete nannten, die sie vor hundertfünfzig Jahren in Palästina und Syrien erobert hatten und die für die Muslime den Namen Bilad al-Sham trugen. Doch diese Mission unterschied sich von den anderen. Niemand durfte wissen, dass ein Mann der *familia*, der Leibwache des Kaisers, eingetroffen war.

Umberto di Fondi, Baron von Acquaviva, hatte sich in Gaeta eingeschifft und sein Ziel dank günstiger Winde nach nur zwanzig Tagen erreicht, ohne einen einzigen Hafen anzusteuern. Auf dem offenen Meer vor Ischia war das Handelsschiff von zwei Kriegsschiffen der kaiserlichen Flotte flankiert worden, die es bis nach Süditalien und Sizilien begleitet hatten und erst umgekehrt waren, als am Horizont die Küstenlinie Nordafrikas aufgetaucht war. Von den Wachtürmen von Ifriqiyya aus gesehen war es nur ein

sizilianisches Handelsschiff von vielen, und auch aus der Nähe konnte man nur schwer etwas Ungewöhnliches feststellen. Einem aufmerksamen Beobachter wäre vielleicht die äußerst große Schiffsmannschaft aufgefallen, wobei wohl niemand vermutet hätte, dass das mit der Anwesenheit von dreißig sarazenischen Bogenschützen aus Lucera zu tun haben könnte.

Umberto war drei Tage zuvor in al-Iskandariyya an Land gegangen und hatte die Reise mit einer Feluke den Nil hinauf bis nach Roda fortgesetzt. Der Kommandant der Bogenschützen, Emir Mohamed, hatte seine Begleitung angeboten, doch der kaiserliche Gesandte hatte sich entschlossen, nachts allein von Bord zu gehen, um die Kais zu meiden, an denen die Schiffe der ägyptischen Flotte ankerten. Stattdessen hatte er den Weg durch das Fischerdorf vor al-Fustat genommen, dem alten Kern der ägyptischen Hauptstadt. Seit seinem letzten Besuch vor zwei Jahren hatte sich das Dorf deutlich vergrößert. Der Umzug des Sultans auf die Insel hatte offensichtlich viele Menschen angezogen, nicht alle mit wohlmeinenden Absichten, wie die vier Gauner, die sich tragischerweise das falsche Opfer ausgesucht hatten.

Die Mission war nun erfüllt. Das Pergament lag in den Händen des Ayyub, der es an Fachr ad-Din weiterreichte.

»Sie kommen her.«

Der alte General griff nach dem Bogen und überflog die arabischen Schriftzeichen: »Eines Tages ist der König der Franken mit großem Gefolge auf meinen Gebieten angekommen ... Mein Herr, Säule des Glaubens, du musst gut

achtgeben und wissen, dass die Intention dessen, der dich angreift, die Eroberung Jerusalems ist und er zu diesem Zweck erst Ägypten einnehmen muss ... Der König der Franken ist überzeugt davon, dass er das Land in kurzer Zeit unterwerfen kann. Dieser Herrscher ist der mächtigste unter allen Herrschern des Westens, angetrieben von einem eifersüchtigen Glauben: Die Wichtigkeit seiner Handlungen als Christenmensch und seine starke religiöse Verbundenheit sorgen dafür, dass er sich gegen jeden stellt ... Mein Neffe, ich habe mich vergeblich gegen seine Pläne gestemmt und ihn vor der Gefahr gewarnt, dich anzugreifen. Um ihn wachzurütteln, habe ich vor der Stärke und der zahlenmäßigen Überlegenheit der Muslime gewarnt, der Unmöglichkeit, Jerusalem einzunehmen, ohne vorher die Macht Ägyptens zu schmälern, was beides nicht umzusetzen ist. Ich habe ihn auch daran erinnert, dass ich vor zwanzig Jahren, als ich in den Krieg zog, in deinem Vater einen Mann des Friedens gefunden habe, gerecht und vernünftig. Der Franke teilte meinen Standpunkt nicht. Die Zahl seiner Gefolgsleute steigt. Sie sind mehr als sechzigtausend, und im Laufe dieses Jahres werden sie in Zypern landen.«

Der Sultan und der *atabak* schauten sich an. Umberto erkannte, dass ihre Spione die große Mobilmachung der Franzosen sicher schon bemerkt hatten, aber erst der Brief des Kaisers die Strategie und das Ziel von König Louis verdeutlicht hatte. Doch in seiner Anwesenheit würden sie darüber nicht beraten. Der Tonfall des Ayyub war wie immer freundlich: »Ser Berto, danke dem Kaiser für diese Nach-

richt. Er weiß, dass wir eine Möglichkeit finden werden, ihm unsere Dankbarkeit auszudrücken. Es wird uns eine Freude sein, dich so lange als Gast zu beherbergen, wie du es wünschst.«

»Danke, mein Herr, die Ehre ist ganz meinerseits, aber ich ziehe es vor, sofort wieder abzureisen. Meine Anwesenheit sollte ein Geheimnis bleiben.«

»Sicher, du hast recht. Du warst nie hier ... *Atabak*, Sorge dafür, dass er in Sicherheit ist.«

Fachr ad-Din verneigte sich, um sein Lächeln zu verbergen. Er bezweifelte, dass der kaiserliche Gesandte jemals in Gefahr sein könnte.

»Ich höre und gehorche, mein Herr.«

Der alte Kommandant begleitete Umberto aus dem Saal. Der große Innenhof war nicht wie üblich dicht bevölkert. Man hatte dafür gesorgt, dass kein neugieriges Auge einen Blick auf den Besucher werfen konnte, die Mamelucken blockierten zudem den Zugang zu den Räumen des Sultans. Nur ein Mann stand wartend im Hof: Baibars, der junge Emir der *Babriyya*, der am Vorabend eingeschritten war. Umberto hatte ihn bei seiner letzten Reise kennengelernt, sodass er bei ihrem gestrigen Zusammentreffen keine Erklärungen abgeben musste. Der Armbrustschütze war kein Mann vieler Worte. Er hatte die Situation sofort erkannt und ihn in die Gemächer von Fachr ad-Din gebracht. Beide wussten, dass das Gold der Tempelritter und der Johanniter viele Taschen füllte, sogar unter den Herrschenden, und dass die Nachricht von der Ankunft eines kaiserlichen Boten für die Spione sehr wertvoll sein würde.

Umberto schaute in die blauen Augen, die ihm aus dem gebräunten Gesicht entgegenblickten. Wie alle Mamelucken war Baibars als Kind ein Sklave gewesen, wahrscheinlich irgendwo aus den Ebenen im Norden. Seine hünenhafte Gestalt und ein kleiner weißer Fleck in einem Auge, ähnlich einem Nadelöhr, verliehen ihm ein wenig vertrauenerweckendes Aussehen. Eben jener Fleck veränderte sein Leben. Einmal hatte er ihm erzählt, dass sein erster Herr, ein syrischer Kaufmann aus Hama, von dem er mit nur vierzehn Jahren gekauft wurde, ihn weiterverkauft hatte, weil er etwas Böses in seinem Auge argwöhnte. Der Käufer war Emir Aydakin al-Bunduqdar gewesen, von dem er den Spitznamen *Bunduqdari* erhalten hatte. Aydakins Vermögen war später von Sultan Ayyub konfisziert worden, der Junge war bei den Mamelucken der *Babriyya* untergekommen. Das war sein Glück gewesen, dachte Umberto, auch wenn der andere ihm versicherte, es sei allein Allahs Wille.

Der Hüne verneigte sich vor dem *atabak*. Fachr ad-Din erwiderte den Gruß mit einer Handbewegung und wandte sich dann an Umberto: »Mein Herr, Baibars wird dich zum Fluss bringen. Möge Allah über deine Reise wachen und uns die Möglichkeit zu einem Wiedersehen geben. Bitte versichere dem Kaiser meine brüderliche Zuneigung.«

»Ich danke dir, mein Herr. Der Kaiser erwidert deine Zuneigung und hat mir ein Geschenk für dich mitgegeben.«

Umberto löste das Band um seine Taille und faltete es auf. In der Mitte leuchtete der schwarze Adler der Hohen-

stauer. Mehr musste er nicht sagen. Der *atabak* kannte die kaiserliche Standarte. Friedrich hatte ihn zum Ritter geschlagen, und er selbst trug das Wappen mit dem Adler auf seiner Fahne.

»Mein Herr, du kannst ihm sagen, dass dieses Geschenk für mich kostbarer ist als ein Diamant.«

Umberto verneigte sich.

»*Salam alaikum*, mein Herr.«

»*Alaikum salam*, ser Berto.«

Baibars deutete auf eine Seitentür im Gang, durch die sie schon gekommen waren.

»Hier entlang.«

Sie liefen die Wendeltreppe hinunter und einen langen Korridor mit Steinboden entlang.

Der Mameluck überragte Umberto fast um Haupteslänge, obgleich dieser nicht gerade klein war.

»Du gehst voraus, ich folge dir bis zum Schiff. Bald werden wir den Hof der *Bahriyya* erreichen. Zieh dir den Mantel über und bleib an meiner Seite.«

»Ich danke dir, aber du musst mir nicht folgen. Tagsüber dürfte es keinerlei Schwierigkeiten geben.«

»Viele haben gesehen, was du gestern Abend getan hast. Nachrichten verbreiten sich rasch in Roda. Ich werde dir folgen, wie es der Wunsch des *atabak* ist.« Er drehte sich zu ihm um und fuhr mit leicht ironischem Blick fort: »Und Schwierigkeiten gibt es immer, ser Berto, das weißt du besser als ich. Kleine oder große. Ich denke, dass deine Anwesenheit hier für große Probleme spricht.«

»Ich bin überzeugt davon, dass es kein noch so großes

Problem gibt, dem du nicht gewachsen bist. Pass auf dich auf, Armbrustschütze.«

»Allahs Wille wird geschehen, wie immer.«

Bevor er hinausging, legte Umberto trotz der Hitze den Mantel an und setzte die Kapuze auf. Gemeinsam überquerten sie den sonnenbeschienenen Hof und verabschiedeten sich voneinander. Der kaiserliche Gesandte verließ die Zitadelle und ging auf das Dorf in Richtung Osten zu. Kurz danach machte sich eine Streife Mamelucken in die gleiche Richtung auf.

Nachdem er ser Berto verabschiedet hatte, war Fachr ad-Din in den Saal zurückgekehrt. Ayyub war in Gesellschaft einer hochgewachsenen jungen Frau in einem leichten blauen Leinengewand, das fast durchsichtig schien. Sie war brünett und hatte dunkle Augen. Die armenische Sklavin des Harems war zur Liebblingsehefrau des Sultans geworden. Shajar al-Durr, der Wald der Perlen, musste keine Wache passieren, wenn sie zu ihrem Mann wollte. Auch die neue Residenz verfügte über Geheimgänge, die das Zimmer des Herrschers mit denen seiner Ehefrauen verbanden.

Der *atabak* strich sich über den mit Henna rot gefärbten Bart und verneigte sich. Die junge Frau lächelte, verbeugte sich ebenfalls und drehte sich um, um das Zimmer zu verlassen, aber der Ayyub gab ihr mit einer Geste zu verstehen zu bleiben.

Shajar setzte sich zu seinen Füßen, und der Sultan ließ nachdenklich seine Finger durch ihr Haar gleiten.

»Es wiederholt sich noch einmal ...«

Siebenundzwanzig Jahre zuvor war ein christliches Heer im Bahrdelta gelandet, hatte Dimyat erobert, und der Ayyub, damals gerade mal sechzehn, war von den Ungläubigen gefangen genommen worden. Sein Vater, Sultan al-Kamil, hatte seinerseits Jean de Brienne gefangen genommen, einen der feindlichen Anführer, und die Angelegenheit war mit einem Gefangenenaustausch und dem Rückzug der Angreifer zu Ende gegangen – aber die Säule des Glaubens hatte die Sache nicht vergessen.

Er schaute traurig zu Fachr ad-Din, der vor wenigen Tagen aus Syrien zurückgekehrt war, um ihm vom Fortschritt der Operationen gegen die Sippschaft von an-Nasir Yusuf, Herrscher von Aleppo, zu berichten. Auch er war Ayyubide, aber trotz der Niederlagen der Vergangenheit hatte er sich wieder erhoben, Homs angegriffen und paktierte mit den Ungläubigen, die Bilad al-Sham besetzten.

Der *atabak* täuschte Sicherheit vor: »Wir werden sie noch einmal schlagen, mein Herr. Wir mussten nur erfahren, von wo aus sie angreifen. Jetzt wissen wir es. Wir werden bereit sein.«

»Zuerst müssen wir die Lage in Syrien unter Kontrolle bringen. Yusuf, dieser Hund, ist sicher mit ihnen verbündet und wird versuchen, davon zu profitieren und Dimashq unter seine Herrschaft zu bringen. Wie viel Zeit haben wir noch?«

»Wir wissen, dass die Ungläubigen von Bilad al-Sham ihre Truppen nach Akkon rufen, und der Kaiser schreibt, dass der König der Franken im Laufe des Jahres von Zypern ablegen wird. Wir haben ein Jahr, vielleicht weniger, mein Herr.«

»Dann musst du sofort zurück nach Dimashq und die Sache mit Yusuf regeln. Brauchst du noch mehr Männer?«

Ein großer Teil des ayyubidischen Heeres war bereits in Syrien, die *halqa al-sultaniyya*, die Wache des Sultans. Der *atabak* war fast inkognito zurückgekehrt, nur von einer Gruppe Reiter begleitet.

»Um den Kampf zu gewinnen, brauchen wir mehr Männer und vor allem deine Anwesenheit, mein Herr. Ich bin gekommen, um dich darum zu bitten. Ich bitte dich, diese Frage aufmerksam abzuwägen, auch angesichts der Nachricht des Kaisers. Du kennst dieses Gebiet und deinen Cousin an-Nasir Yusuf besser als ich. Es macht einen Unterschied, deinen Sohn Turan Schah oder mich vor sich zu haben oder aber der Säule des Glaubens zu begegnen.«

Der Sultan dachte nach. Seine Gedanken kreisten nicht um Syrien, sondern um Ägypten.

»Wir müssen die Küste verteidigen, in al-Iskandariyya und Dimyat. Die Mauern verstärken und Truppen schicken ...«

»Sicher, mein Herr. Ich werde mich sofort darum kümmern. Und Syrien?«

»Syrien? Dein Rat ist wie immer weise, mein Freund. Ich werde mit mehr Männern kommen, es wird eine Zeit dauern, sie zu organisieren. Du hingegen wirst sofort nach Dimashq zurückkehren. Wir werden Yusuf ein für alle Mal besiegen und dann den König der Franken empfangen, wie er es verdient ... Und wenn Dimyat wieder fallen sollte, werden wir sie in al-Mansura stoppen.«

Kapitel 2

Das Ende eines Sultans



*Al-Mansura, am Morgen des 13 sha'ban 647
(21. November 1249)*

Fachr ad-Din durchschritt rasch die menschenleeren Räume des Palastes, den Ayyubs Vater zur Zeit der ersten Invasion der Franken hatte bauen lassen, und betrat das Zimmer des Sultans, vor dem zwei *asakir* der *halqa* standen. Als sie ihn sahen, ging einer in das Zimmer und kam kurze Zeit später mit Fath al-Din Ibn Jamal wieder heraus, dem besten Arzt Ägyptens. Er wirkte erschöpft und hatte tiefe Augenringe, nachdem er die ganze Nacht am Bett des Kranken verbracht hatte. Der *atabak* konnte in seinen Augen lesen, dass nichts mehr zu machen war.

Er dachte, dass Allah ihn gerade im schlimmsten Moment auf die Probe stellen wollte. Die Ungläubigen, die ser Berto angekündigt hatte, waren angekommen, und Di-myat hatte sich kampfflos ergeben, mit einem Basar voller Waren – die Brücke über den Bahr stand noch.

Der *atabak* wusste, dass er dafür verantwortlich war, auch wenn niemand gewagt hatte, es ihm zu sagen – nicht einmal der Sultan. Ayyub hatte befohlen, dass die Offiziere

der von der *Kinaniyya* ausgewählten Truppen, die Dimyat aufgegeben hatten, gehängt werden sollten, aber niemand hatte den Kommandanten der Armee kritisiert. Auch das Eingreifen des Sultans in Syrien war ein Misserfolg gewesen. Ayyub hatte auf die Belagerung von Homs, der Festung an-Nasir Yusufs, verzichten müssen. Der offizielle Grund war die Ankunft eines Abgesandten des Kalifen von Bagdad, um einen Waffenstillstand zwischen den Widersachern auszuhandeln, der wahre Grund der Ausbruch der Krankheit.

Fachr ad-Din war überzeugt, dass die Krankheit seines Herrn ihm das Leben gerettet hatte. Mit dem Feind auf ägyptischem Boden wäre es eine Dummheit gewesen, die Armee führungslos zu lassen, und dumm war Ayyub nicht, sonst wäre er nicht mehr als neun Jahre unter seinen erbarungslosen Verwandten an der Macht geblieben. Der Sultan wusste genau, dass in einer solchen Situation niemand auf den Befehl eines Todkranken gehört hätte.

Der Arzt verbeugte sich tief.

»*Salam alaikum, atabak.* Danke, dass du gekommen bist. Er möchte dich allein sehen.«

Fachr ad-Din nickte und betrat das Zimmer.

Trotz des Weihrauchs und der parfümierten Kerzen nahm der Gestank ihm fast den Atem. Eine Mischung aus Urin und verfaulem Fleisch.

Die Säule des Glaubens lag auf einem Lager aus Kissen. Er trug eine leichte Leinentunika, sein Kopf war unbedeckt. Seine wenigen Haare hatte man ihm rasiert, das Gesicht war blass, eingefallen, er schwitzte. Das nekrotische

rechte Bein war verbunden. Als er den *atabak* sah, hob der Sultan die Hand ein wenig, um ihn zu begrüßen. Seine Stimme war schwach, der Atem mühsam.

Fachr ad-Din verneigte sich.

»*Salam alaikum*, mein Herr.«

»Was ... machen sie?«

»Sie sind noch in der Nähe von Dimyat, aber sie setzen sich in Bewegung.«

»Richtung al-Qahira oder nach ... al-Iskandariyya?«

»Das ist noch unklar, Herr. Al-Qahira wahrscheinlich. Sie schicken Patrouillen in den Süden.«

»Ja, al-Qahira ... Sie haben schon Dimyat ... einen zweiten Hafen brauchen sie nicht. Dort werden wir sie stoppen.«

»Ich höre und gehorche, mein Herr.«

»Ich habe dich kommen lassen ... um dir zu sagen ... heute wird Fath al-Din mir das Bein abnehmen ... ich muss bei der Schlacht dabei sein.«

»Das könnte keine gute Idee sein, mein Herr, Ihr seid sehr schwach.«

»Nein, ich muss es versuchen ... die Dauer unseres Lebens bestimmt Allah ... ich will nicht am Tag der Auferstehung ohne Bein dastehen ... aber es muss sein, damit ich noch ein bisschen durchhalte und ... den *jihad* ... anführe, wie es mein Vater getan hat.«

Er begann Blut zu spucken.

Der *atabak* dachte an den Gesichtsausdruck des Arztes und wusste, dass er bei der Amputation sterben würde. Es gab keine Zeit zu verlieren.

Er verneigte sich, um sich zu verabschieden, aber Ayyub hielt ihn mit einer Geste zurück.

»Nachricht vom Kaiser?«

»Noch nicht, mein Herr. Die Nachricht müsste ihn erreicht haben, ser Berto ist sicher schon unterwegs. Er muss achtsam sein, um nicht von den Franken gefangen genommen zu werden.«

Der Sultan verzog das Gesicht. Der *atabak* begriff, dass er zu lächeln versuchte.

»Es sind die Franken, die achtsam sein müssen.«

Fachr ad-Din lächelte auch. Die Säule des Glaubens sprach weiter und deutete auf den Schrank zu seiner Rechten.

»Es ist noch da ... mit einem Bein schaffe ich es nicht ... bringe es nach al-Quds ... wenn wir sie geschlagen haben.«

Damiette, am Abend des gleichen Tages

König Louis IX. von Frankreich war allein in der großen roten Zeltkapelle. Er kniete vor dem hölzernen Kruzifix mit dem Zeichen von Saint-Denis und begann zu beten. Die heilige Aufgabe, die Gott ihm vor fünf Jahren aufgetragen hatte, war in die schwierigste Phase getreten. Am nächsten Morgen würde das christliche Heer den Marsch auf Babylon, die ägyptische Hauptstadt, beginnen.

Ein Geräusch riss ihn aus dem Gebet. Er drehte sich um. Geoffroy de Sargines, einer der acht Prud'hommes der königlichen Garde, hatte den Vorhang am Eingang beiseitegeschoben.

»Entschuldigen Sie, Sire. Der Magister ist angekommen.«

Der König stand auf.

»Ich danke Euch. Lasst ihn herein.«

Der Ritter verneigte sich und ging. Nach einer Weile kam ein Dominikanermönch herein, ein hagerer Mann, nicht groß, mit Sommersprossen und einem roten Bart. Er war siebenunddreißig, wirkte aber trotz eines Jahrs Altersunterschied jünger als der König, auch wenn der Haar- kranz sich bereits lichtete, was nicht an seiner Tonsur lag, und seine grünen Augen von Falten umrahmt waren.

Yves le Breton, *iudex a domino papa contra haereticos in regno Franciae delegatus*, der Inquisitor des Papstes, deutete eine Verbeugung an.

»*Pax vobiscum*, Friede sei mit Euch, Sire.«

»*Et cum spiritu vestro*, und mit Eurem Geiste, Magister. Für die Versammlung seid Ihr zu spät, die Entscheidung ist gefallen: Wir werden gen Babylon ziehen.«

Yves nickte, er wirkte nicht überrascht. Der König sprach weiter: »Der alte Mauclerc und die Mehrzahl der Barone werden zuerst Alexandria angreifen, um sich des Hafens zu bemächtigen, die ägyptische Flotte zu schwächen und den Nachschub zu sichern. Ihrer Meinung nach können die größeren Schiffe in der Lagune von Damiette nicht ankern. Auch ist es zu gefährlich, sie auf dem offenen Meer zu lassen, wie der Sturm kürzlich gezeigt hat, der mehr als zweihundert Schiffe beschädigt hat, die dort vor Anker lagen. Eine große Zahl ist sogar gesunken. Das wirkt vernünftig.«

»Aber der Graf von Artois ist nicht einverstanden ...«

»Genau. Mein Bruder Robert und ich haben nicht vergessen, dass sich diese Barone vor zwanzig Jahren mit den Engländern gegen unsere Mutter verschworen haben, damit ich nicht den Thron besteigen kann. Sie sind nicht vom wahren Glauben erfüllt wie wir. Robert meinte, es habe keinen Sinn, länger zu warten und eine Niederlage zu riskieren, wie es Jean de Brienne vor dreißig Jahren widerfahren ist, und dass er nur einen Vormarsch auf Babylon akzeptieren würde. Es ist ihre Hauptstadt. Um eine Schlange zu töten, muss man ihr den Kopf abschlagen.«

Der Inquisitor stellte sich die Szene vor. Der Tonfall des Grafen dürfte keinerlei Widerspruch geduldet haben, seine Entscheidung war gefallen. Nur er durfte so mit dem König sprechen. Nicht mal die anderen Brüder, Alfonse, Graf von Poitiers, und Charles, Graf von Anjou, wagten das. Yves le Breton wusste, dass Robert d'Artois das schon immer getan hatte, auch als sie noch Kinder gewesen waren. Im Grunde lagen nur zwei Jahre Altersunterschied zwischen ihnen, aber seine Rolle war nie die des Zweitgeborenen gewesen. Er war hochgewachsen, kräftig, rothaarig und schien das Idealbild des stolzen Ritters wesentlich mehr zu verkörpern als der König selbst. Er war der wahre Held des Kreuzzugs, in der ganzen Armee für seinen Mut berühmt, der ihn in den Augen einiger unbesonnen werden ließ. Der König dagegen hatte ein langes, eingefallenes Gesicht und ging leicht gebeugt, mit dem Schwert war er lange nicht so geschickt wie sein Bruder. Aber wer ihn so gut kannte wie Yves, der wusste, dass die offensichtliche körperliche Unter-

legenheit von einem eisernen Willen wettgemacht wurde, der fast so ausgeprägt war wie sein Glaube.

Louis sprach weiter: »Robert hatte recht. Ich habe meine Zustimmung gegeben, und niemand hat mehr den Mund aufgemacht. Wir werden Babylon einnehmen und dann Jerusalem erobern. Außerdem war das von Anfang an unser Plan: den Regierungssitz des Sultans anzugreifen. Wenn die Sarazenen dort besiegt sind, wird es leicht sein, die Heilige Grabstätte zurückzugewinnen. Ich lasse die Königin hier in Damiette, mit einer großen Zahl von Männern. Welche Nachrichten habt Ihr?«

»Der Sultan liegt im Sterben, Sire. Man versucht, es geheim zu halten, aber an Heilung ist wohl nicht mehr zu denken.«

Das Verhör des Emirs der Mamelucken, der an diesem Morgen von einem Spähtrupp Johanniter in einem kurzen Gefecht, in dem alle anderen Ungläubigen ermordet worden waren, gefangen genommen worden war, war vor Kurzem zu Ende gegangen, und der Gefangene hatte alles gesagt, was der Mönch wissen wollte.

»Und der Ungläubige?«

»Ist tot, Sire.«

»Welchen Rang hatte er inne?«

»Emir der hundert Männer der *Babriyya*, der Mameluckengarde des Ayyub.«

»Wir haben sie vor uns.«

»Ja, Sire. Sie sind rund um al-Mansura. Auch der Anführer der Armee, Fachr ad-Din, den unsere Männer Scedin nennen.«

»Der Ritter des Kaisers.«

»Ja, Sire.«

Der König schätzte, dass der Dominikaner nicht mit der üblichen genauen Bestimmung begann, zu der Geistliche sich oft verpflichtet fühlten, wenn sie über den Herrscher sprachen. Meist klang das mehr oder minder so: »Friedrich, vom Papst abgesetzt und exkommuniziert, ist kein Kaiser mehr, sondern nur der Wegbereiter des Antichristen, der Bestie, die aus dem Meer kommt.« Der Inquisitor hatte das nicht erwähnt, denn er wusste, dass Louis den Staufer als Ressource im Kampf gegen die Ungläubigen ansah. Nur wenige Monate zuvor, in Zypern, hatte Yves einen Brief geschrieben, in dem der König den Papst bat, Friedrich die Absolution zu erteilen. Aber der Pontifex hatte nicht geantwortet: Aus seinem Exil in Lyon führte Innozenz IV. einen erbitterten Kampf gegen Friedrich, der fünf Jahre zuvor in seiner Exkommunikation gipfelte. Der Inquisitor wusste auch, dass der Papst die Leidenschaft, mit der der Frankenkönig den Feldzug ins Heilige Land vorbereitet hatte, nicht teilte. Er hätte einen Feldzug vorgezogen, um Rom zu erobern, aber das konnte er seinem Schutzherrn gegenüber nicht offen äußern und hatte sich deshalb für die *expeditio crucis*, den Feldzug des Kreuzes, ausgesprochen.

Der Mönch hatte sich die Brandrede vorgestellt, mit der der Papst den Entsendungsbrief verlesen hatte. Sicher hatte er den Schreiber nicht verschont, aber das hatte ihm keine Sorgen bereitet. Er war in guter Gesellschaft. Der Großmeister seines Ordens, Johannes von Wildeshausen, war

ein persönlicher Freund des Kaisers, und sein Gehorsam gegenüber dem Heiligen Stuhl hatte zwar dazu geführt, dass er die offiziellen Kontakte abgebrochen hatte, nicht aber die privaten. Yves kannte Johannes schon lange und schätzte ihn sehr. Beide waren Schüler von Mathieu de Bourbon, einem der berühmtesten Inquisitoren des Ordens, Prior des Jakobinerklosters in Paris und vor allem Zeitgenosse und Freund des heiligen Dominikus, bis zu der Zeit, als er in Südfrankreich, wo die Katharerbewegung auf ihrem Höhepunkt war, als Wanderprediger unterwegs war. Außerdem hatte nicht einmal der päpstliche Legat, Kardinal Eudes de Châteauroux, der den Feldzug begleitete, seine Verwunderung darüber verheimlicht, wie besessen Innozenz von Friedrich war. Und für Yves war der Prälat ein Mann des Glaubens. Er war berühmt für seine Predigten, hatte alle Ausgaben des Talmud in Frankreich verbrennen lassen, was bei einem Volk, das sich mit der Ermordung Jesu befleckt hatte, geboten war.

»Wie viele sind es?«, fragte König Louis.

»Das hat er nicht gesagt, Sire ... er ist vorher gestorben. Aber es sind Ayyub, die *Bahriyya* und Fachr ad-Din mit der gesamten Armee.«

»Sie warten in al-Mansura auf uns.«

»Ja, Sire.«

»Gut, Magister, Ihr habt mir einen Grund mehr geliefert, gleich nach Babylon zu ziehen. Wenn Ayyub stirbt, wird die Schlange keinen Kopf mehr haben, und wir werden mit Gottes Hilfe bereit sein, sie mit all unseren Kräften zu schlagen. Wir werden sie alle töten, nach Jerusalem zie-

hen, und Ihr werdet mit mir an der Heiligen Grabstätte stehen, wenn ich mein Gelöbniß erfülle.«

»Es wird mir eine große Ehre sein, Sire.«

Yves hatte nicht sehr überzeugend geklungen. Er war verwirrt, aber der König bemerkte es nicht. Während Louis weiter ihren zukünftigen triumphalen Einzug nach Jerusalem und den Besuch der heiligen Stätten beschrieb, dachte der Inquisitor daran, wie er in die *peregrinatio crucis*, den Kreuzzug, geraten war. Die Krankheit, die den Herrscher vor fünf Jahren befallen hatte, war schuld daran. Damals dachte er, er würde sterben, und hatte geschworen, dass er – wenn er überleben würde – das Kreuz nehmen und Jerusalem zurückerobern würde, das die Christenheit wenige Monate zuvor verloren hatte. Die Grabeskirche war von den Türken niedergebrannt, die Priester ermordet worden, und man hatte die Gräber der römischen Könige entweiht. Und als ob das nicht gereicht hätte, hatten die Türken und ein ägyptisches Kontingent bei La Forbie, nahe Gaza, in wenigen Stunden die gesamte Armee von Outremer und seinen syrischen Verbündeten verheerend geschlagen. Ein Desaster, die dunkelste Stunde nach der Niederlage bei Hattin sechzig Jahre zuvor. Gott hatte Louis verschont, und seit diesem Moment hatte die Mobilisierung aller Ressourcen des Königreichs begonnen.

Yves hatte die Vorbereitungen des Feldzugs verfolgt, die mehr als drei Jahre in Anspruch genommen hatten. Selbst der Klerus hatte die Sondersteuern zahlen müssen, und jeder Ritter war aufgefordert worden, das Kreuz zu nehmen, während die Franziskaner- und die Dominikanermönche

durchs Land gezogen waren und für die Befreiung des Heiligen Grabes gepredigt hatten.

König Louis hatte ihn persönlich als Beichtvater ausgewählt. Er meinte, kein anderer als der brillante Schüler Mathieus, der ihn als Nachfolger auserwählt hatte, wäre ihm würdig. Yves trug seit Kurzem den Titel Magister der Universität Paris. Auch Kardinal Châteauroux hatte der Ernennung zugestimmt. Yves hatte sich sorgfältig auf die *expeditio crucis* vorbereitet, sogar mithilfe seiner Mitbrüder, die er aus Akkon hatte kommen lassen, Arabisch gelernt.

Im August des Vorjahres war er mit dem König an Bord des Flaggschiffs *Montjoie* gegangen, die aus Aigues-Mortes zum größten Feldzug aufgebrochen war, den das französische Königreich jemals unternommen hatte: mehr als hundert Schiffe, zweitausend Reiter und fast zwanzigtausend Soldaten, zu denen sich in Zypern die Soldaten von Outremer gesellten, weitere achthundert Reiter und fünftausend Soldaten. Darunter das berühmte Heer der Tempelritter und der Johanniter, das nach der Niederlage von La Forbie mithilfe der Christen wieder aufgebaut worden war. Jeder Orden verfügte über etwa dreihundert Reiter, die von zwei Männern des Glaubens angeführt wurden: dem Großmeister des Tempelritterordens, Guillaume de Sonnac, und dem Probst der Johanniter, Jean de Ronay.

Louis bemerkte, dass sein Gesprächspartner ihm nicht mehr zuhörte.

»Ihr macht einen erschöpften Eindruck, Magister. Bitte nehmt mir die Beichte ab, denn heute habe ich viel gesündigt.«

Als der Inquisitor das Zelt des Königs verließ, war es bereits dunkel. Sein Mitbruder und Schüler Nicolas de Hannapes wartete am Boden sitzend auf ihn, neben ihm stand die Wache. Als er ihn sah, sprang er rasch auf und klopfte sich den Dreck aus der Kutte. Er war ein junger Mann aus den Ardennen, kaum zwanzig, hochgewachsenen, mit braunem Haar, der Sohn des Barons von Hannapes. Er war Yves' Novize im Jakobinerkloster gewesen und begleitete nach dem Abschluss seiner Studien seinen Meister in der schwierigen Mission, die der Nachfolger Petri dem Orden aufgetragen hatte, das *officium* der Inquisition.

In dem großen, von Fackeln erhellten Lager herrschte rege Geschäftigkeit. Die Abreise war im Morgengrauen vorgesehen, einige Zelte waren schon abgebaut, und die Schildknappen luden Kisten auf die Wagen. Eine Truppe Tempelritter zog in Richtung Süden, das schwarz-weiße Kriegsbanner des Templerordens, der *Beaucéant*, war noch eingerollt. Sie waren auf der Jagd nach den sarazenischen Angreifern, die jede Nacht ins Lager eindrangen und jemanden im Schlaf töteten. Oder war das schon der Beginn des Angriffs? Die Tradition wollte, dass sie die Vorhut bildeten.

Der Inquisitor schaute in den Sternenhimmel und dachte an Mathieu de Bourbon, den Meister, der für ihn wie ein Vater gewesen war. Sicher beobachtete er sie von dort oben, und vielleicht war er besorgt. Seine Bedenken konnten ihm nicht verborgen geblieben sein, als er vor Kurzem im alten Sultanspalast von Damiette den Befehl zur Folter gegeben hatte, wo der Gefangene trotz seiner

Verletzungen versucht hatte, den *quaestiones* Widerstand zu leisten. Fragen: Yves hatte es schon immer seltsam gefunden, die Folter so zu nennen.

Man hatte zu den *bernicles* greifen müssen, Holzringe mit scharfen Zähnen, in denen die Beine der Befragten zerquetscht wurden.

»Verzeiht meine Schwäche, Magister«, sagte er leise.

Nach Bruder Mathieu war das die schlimmste Sünde des Inquisitors: gegenüber den Häretikern Schwäche zu zeigen, und vor allem gegen sich selbst. Nein, er durfte nicht nachgeben, er musste seinem Meister würdig sein, jetzt, da das *officium* auf seinen Schultern ruhte.

Als der Emir gefangen genommen worden war, hatte der König ihm befohlen, ihn auf Arabisch zu befragen. Er hieß Ibrahim, Abraham. Ein Ungläubiger, kein Zweifel, aber kein Häretiker, sogar ein devoter Mensch, auf seine Weise. Man hatte ihn gefangen genommen, als er seine Heimat verteidigte. Das war der Unterschied zu Frankreich, wo er es nur mit Häretikern zu tun gehabt hatte. Schlussendlich hatte er die Wahrheit herausgefunden, der andere war tot, wie immer. Aber sein Zögern war nicht normal gewesen. Deshalb musste er Gott und seinen Meistern in seinen Gebeten um Verzeihung bitten.

Yves senkte den Blick und schaute zu Nicolas. Er erinnerte ihn an sich selbst, als er Schüler von Vater Mathieu gewesen war. Wegen seines Enthusiasmus, aber auch wegen seiner Sanftheit. Er fragte sich, ob sein Schüler sein Zögern bemerkt hatte und ob auch er, wenn er eines Tages an der Reihe war, die Beinschrauben anzulegen, zögern würde.

Al-Mansura, in der folgenden Nacht

Der Leichnam des Sultans war gewaschen worden, man hatte ihm königliche Gewänder angelegt. Wie vorauszu-sehen, hatte die Amputation des Beines zu seinem Tod ge-führt. Er war allein gestorben. Im Todeskampf waren die Ärzte und die Dienerschaft weggeschickt worden, keiner hatte das Gemach betreten dürfen, damit sich die Todes-nachricht nicht verbreitete. Erst am Abend wurde der lei-tende Arzt gerufen, der den Leichnam waschen durfte.

Der große Raum lag im Dämmerlicht, man hatte ihn gelüftet und parfümiert, aber Fachr ad-Din hatte noch im-mer den Verwesungsgeruch in der Nase. Der *atabak* konnte die Augen nicht von Shajar al-Durr abwenden, die, als Zei-chen der Trauer ganz in Weiß gekleidet, schöner denn je aussah.

Jetzt lag die Macht in ihren Händen, und sie hatte nicht vor, sie sich nehmen zu lassen.

Am frühen Nachmittag war der mächtige Emir Izz al-Din Aybak al-Turkmani, ehemals Kommandant des Ma-meluckenheeres, jetzt *Jashnkir e Khawanja*, Vorkoster und Schatzmeister des Sultans, bei ihnen gewesen und hatte ihnen die Todesnachricht überbracht. Der gleiche Aybak und der Kommandant der Kavallerie hatten Fachr ad-Din gebeten, in den Zeiten der Invasion an Shajars Seite zu sein, der neuen Herrscherin. Der Alte hatte wegen der anderen anwesenden Emire feierlich genickt. Tatsäch-lich war die ganze Sache schon vor einigen Tagen verein-bart worden, als Shajar von al-Qahira nach al-Mansura

gekommen war und die ganze Nacht mit ihm verbracht hatte.

Die erste Entscheidung der Regenten war es gewesen, den Tod des Sultans geheim zu halten, um die Armee, die schon durch den Fall Dimyats erschüttert war, nicht noch weiter zu demoralisieren. Nicht einmal der ägyptische Vizekönig Husam al-Din würde informiert werden, und die im Palast anwesenden Emire waren verpflichtet worden, das Geheimnis für sich zu behalten.

Am nächsten Tag würde eine Nachricht mit dem *alama*, dem königlichen Siegel des Ayyub, nach al-Qahira gesendet werden, damit sie in der al-Aqsa-Moschee verlesen würde. Man hatte sie vom Sekretär des Sultans verfassen lassen, sodass sie sich von den anderen Nachrichten nicht unterschied. Die Säule des Glaubens teilte darin mit, dass die Franken mit all ihren Truppen gegen Ägypten und die muslimischen Gebiete zogen, um sie zu erobern. Er forderte alle auf, gegen die Ungläubigen zu kämpfen: »Zieht in die Schlacht und kämpft für die Sache Allahs, mit allem, was Ihr seid und was Ihr habt. Es wird das Beste für Euch sein!«

Die zweite Entscheidung war ein Verrat.

Der verstorbene Sultan hielt seinen Drittgeborenen Turan Schah für unfähig und hatte ihn deshalb aus Ägypten ferngehalten und nach Hisn Kayfa in Mesopotamien geschickt. Als Allah seine älteren Brüder zu sich geholt hatte, war es Ayyubs Traum gewesen, den Thron dem Sohn zu überlassen, den ihm Shajar schenken würde, doch der kleine Khalil war viel zu früh gestorben. In jüngster Zeit,

mit dem Aufkommen des Wundbrands, hatte er Fachr ad-Din und Shajar gebeten, die Macht nach seinem Tod dem abbasidischen Kalifen von Bagdad zu übertragen, um das alte Kalifat wieder aufleben zu lassen und alle Gläubigen zu vereinen.

Der alte *atabak* und die junge Witwe hatten sich jedoch entschlossen, diesen Wunsch zu ignorieren. Es war besser, den unerfahrenen und eitlen Turan Schah zurückzuholen: Er wäre wesentlich ungefährlicher als der Kalif von Bagdad. Der Kommandant der *Bahriyya*, Faris al-Din Aqtay, war an der Spitze einer Gruppe Soldaten nach Hisn Kayfa aufgebrochen, um den jungen Mann davon in Kenntnis zu setzen, dass er Sultan von Ägypten werden würde. Am nächsten Tag würden alle Offiziere der Armee in al-Man-sura versammelt werden, um dem Ayyub, seinem Sohn und Fachr ad-Din die Treue zu schwören, da sie die Staatsgeschäfte leiteten. Um die Allianz zu besiegeln, würde Aybak zum Vizekommandanten ernannt werden. In diesem Augenblick würde der Vizekönig begreifen, aber dann wäre es zu spät, den Herrschenden noch Hindernisse in den Weg zu stellen, und er würde sich ergeben. Der Sarg des Sultans würde in der Nacht auf einem Schiff in eine Zitadelle am Bahr gebracht werden. Erst wenn die Zeit reif wäre, würde er feierlich nach al-Qahira überführt werden.

Fachr ad-Din hatte eine weitere Entscheidung getroffen: Als er vom Tod des Ayyub unterrichtet wurde, hatte er die Wachen und die anwesenden Emire gebeten, nach so vielen Jahren des Dienstes für ihn und seinen Vater allein für den Herrscher beten zu dürfen. Ein mameluckischer *askari*

stand schon bereit und übergab ihm ein elegantes Kästchen, in dem ein Koran ruhte. Nachdem er den Raum betreten hatte, hatte er gewartet, bis sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, und dann, mit angehaltenem Atem und ohne auch nur einen Blick auf den Leichnam zu werfen, den Schrank geöffnet. Dabei benutzte er einen Schlüssel, den ihm ein geschickter Handwerker angefertigt hatte und der jedes Schloss öffnen konnte. Kurz danach hatte er den Raum verlassen, Tränen rannen ihm über die Wangen, unter dem Arm hielt er das Kästchen geklemmt. Die Emire, Shajar und der junge *amir*, der die *Bahriyya* in Aqtays Abwesenheit befehligte, wie auch Baibars, der Armbrustschütze, schauten ihm traurig hinterher.

Kapitel 3

Die Furt des Beduinen



*Al-Mansura, 8. Februar 1250 (4 dhu l-qa'da 647),
am Morgen*

Die Furt war schwerer zu durchqueren gewesen, als es der Beduine beschrieben hatte. Die Pferde hatten schwimmen müssen, und erst in der Mitte des Flusses hatten sie wieder den Grund unter ihren Füßen gespürt. Graf Jean d'Orléans und die anderen waren ins Wasser gefallen und unter dem Gewicht des Kettenhemds und der Waffen untergegangen. Die Uferländer waren durch die große Zahl der Schlachtrösser rutschig geworden, und einige hatten den Halt verloren. Irgendwie hatten sie es auf die andere Seite geschafft, und jetzt, im Licht der ersten Sonnenstrahlen, konnten sie etwa eine halbe Leuge westwärts das große feindliche Lager vor den Mauern von al-Mansura ausmachen.

Es war alles ruhig, die Überraschung war ihnen gelungen.

Ein Reiter im Panzerhemd mit den Lilien auf blauem Grund, ganz ähnlich wie das des Königs, nahm den schweren Helm ab und schaute sich um.

Robert d'Artois spürte, wie bewegt er war, an der Spitze einer so großen schlagkräftigen Armee zu stehen. Dreihundert Ritter, die besten Frankreichs, sechshundert *servientes* und Armbrustschützen zu Pferd, ein Kontingent der Tempeler mit dreihundert Rittern und zweihundert englischen Reitern.

Der kleine Fluss, den sie gerade überquert hatten, hieß bei den Einheimischen Ashmùn, bei den Franken Tanis. Er hatte sechs Wochen lang den Vormarsch der christlichen Armee entlang des Seitenarms des Nils verhindert, der von Damiette bis zur ägyptischen Hauptstadt reichte. Endlich hatten sie dieses Hindernis überwunden.

Robert lächelte Graf Raoul de Coucy an, der neben ihm ritt, und dachte an die Versammlung im königlichen Zelt vor zwei Tagen, nach der Morgenmesse, die der päpstliche Legat gehalten hatte. Rund um den Tisch, an dem normalerweise das Mittagessen eingenommen wurde, saßen der König, seine Brüder, der päpstliche Legat, die Anführer der Tempelritter und der Johanniter, die wichtigsten Adligen und der Mönch Yves le Breton.

Louis zitterte, seine Stimme klang bewegt: »Meine Herren, ich habe Jocelyn de Cornant befohlen, die Arbeiten am Damm über den Fluss einzustellen. Wir können nicht weiter vorrücken, und wie Ihr wisst, hat das griechische Feuer der Ungläubigen bereits zwei unserer Wurfgeschosse zerstört. Ich möchte Euch anhören, bevor ich eine Entscheidung über das weitere Vorgehen treffe.«

Er hatte Tränen in den Augen. Der Graf von Artois kannte seinen Bruder gut, er konnte fast seine Gedanken

lesen: Er war kurz davor, den Rückzug zu befehlen, das Scheitern der Unternehmung zu verkünden, und er weinte, weil er überzeugt war, dass er das Heilige Grab nicht zurückerobern würde, zumindest jetzt nicht. Leise hatte der König fortgefahren: »Vielleicht war es ein Fehler, Ägypten anzugreifen, statt in Akkon vor Anker zu gehen und direkt nach Jerusalem zu ziehen.«

An diesem Punkt war Robert eingeschritten. Eine gewisse Art von Feigheit musste im Keim erstickt werden, außerdem hatte er an diesem Morgen eine wichtige Nachricht erhalten, die sein Bruder noch nicht kannte.

»Sire, jetzt ist es zu spät, noch etwas zu ändern. Jetzt kann es nur noch nach vorn gehen. Wir alle wissen, dass wir keinen Damm bauen können, um den Fluss zu überqueren, wir müssen uns etwas anderes einfallen lassen.«

Der Graf hatte einen Seitenblick auf Humbert de Beaujeu geworfen, seinen treuen Freund. Der königliche Offizier hatte sich geräuspert und an den König gewandt: »Sire, heute Morgen war ein Beduine hier und hat uns informiert, dass er eine Furt über den Fluss kennt, recht tief, aber begehbar. Er will fünfhundert Bezant, also zweihundertfünfzig Livres, um sie uns zu zeigen.«

Ein Murmeln ging durch das Zelt, und jemand rief: »Das ist ein Zeichen Gottes!«

Louis hatte eine Weile geschwiegen, dann hatte er geantwortet: »Eine Furt? Wenn er die Wahrheit sagt und sie uns zeigt, bekommt er sein Geld. Wo ist er jetzt?«

»Er steht draußen, Sire.«

»Sagt ihm Bescheid.«

Der Konstabler hatte das Zelt verlassen. Der Beduine, der draußen bei der Wache wartete, war nicht würdig, persönlich mit dem französischen König zu sprechen. Kurz darauf war Humbert wieder hereingekommen und hatte verlegen ausgesehen.

»Er bringt uns nicht an die Furt, wenn wir ihm das Geld nicht vorher geben.«

Robert hatte gepoltert: »Das ist ein Affront! Treiben wir ihn mit Knüppeln zur Furt, damit er lernt, was es heißt, den Worten eines Königs nicht zu vertrauen!«

Louis hatte Bruder Yves einen Blick zugeworfen, und Robert hatte das Gefühl gehabt, der Dominikaner hätte unmerklich genickt. Der König sagte daraufhin: »Diese Furt, wenn es sie denn gibt, ist die einzige Hoffnung, die wir haben, um Jerusalem zu erreichen. Wir können kein Risiko eingehen, nur weil wir zu stolz sind. Konstabler, gebt dem Mann fünfhundert Bezent und lasst Euch zur Furt bringen. Wenn er lügt, tötet ihn.«

Die Furt befand sich tatsächlich etwa eine Meile östlich des Lagers, gegenüber einem kleinen staubigen Dorf auf der anderen Uferseite.

An diesem Punkt wurde ein Überraschungsangriff beschlossen, der am Dienstag, am Vorabend der Fastenzeit, erfolgen sollte.

Der Herzog von Burgund und die Barone von Outremer würden das christliche Lager bewachen, während das Gros der Armee die Furt im Morgengrauen durchqueren würde, um den Feind zu überrumpeln. Robert würde die Ehre haben, den Angriff zu führen. Eine zweite Schar, mit den Rei-

tern der Provence und der Champagne, wurde der Führung des Grafen von Anjou anvertraut. Die dritte Schar war die des Königs, mit der Infanterie und den Johannitern als Nachhut.

Louis hatte strenge Befehle erteilt. Kein Reiter durfte sich von seiner Abteilung entfernen, und die drei Scharen würden gemeinsam angreifen, nachdem sie die Furt durchquert hatten. Besonders die Vorhut sollte nicht vorrücken, bis auch er das andere Ufer erreicht hatte.

Die Moral der Truppe war gut. Gott hatte seinem Heer die Möglichkeit geben wollen, die Ungläubigen auszulöschen und den Krieg endgültig zu beenden. Die Schlacht, die später als Schlacht von al-Mansura bekannt werden würde, stand kurz vor dem Ausbruch.

Ein wenig abseits stand mit seinem noch nassen Pferd auch Bruder Hugues de Jouy aus dem Tempelritterorden. Er hatte den Helm abgenommen, und seine von der Sonne verbrannte Haut war zu sehen. Sein blonder Bart war außergewöhnlich gepflegt, eine Ausnahme von der strengen Regel, die ungestutzte Bärte vorsah, um nicht der Sünde der Eitelkeit anheimzufallen. Doch der Reiter war sich sicher, dass der Herr ihm vergeben würde. Er sah in der Ferne zu den bunten Zelten der Feinde. Zu seiner Rechten zog sich der Haushofmeister, Bruder Amaury de Troyes, ein Bündel feuchtes Gras aus dem Kettenhemd. Der weiße Bart und eine gewisse Fettleibigkeit ließen ihn schon alt erscheinen, dabei war er gerade einmal vierzig Jahre. Er war nie ein Krieger gewesen, aber sein Geschick in der Verwal-

tung des riesigen Vermögens des Ordens hatte es ihm erlaubt, einen hohen Rang bei den Tempelrittern einzunehmen. Nicht weit entfernt hatten sich die weißen Ritter hinter dem *Beaucéant* aufgereiht, der normalerweise vom Haushofmeister bewacht wurde. Im Moment aber hatte diese Aufgabe der Untermarschall inne, der sie zum Zeitpunkt des Angriffs an den Marschall zurückgeben würde. Dahinter kam Renaud de Vichiers, der Marschall der Tempelritter, der jetzt sein Pferd neben Hugues zum Stehen brachte. Der Helm enthüllte nur seine blauen Augen, seine Stimme klang metallisch: »Kannst du sie sehen?«

Hugues antwortete: »Nein, wir sind noch zu weit weg. Mach dir keine Sorgen, Meister, ich werde sie finden.«

Seine Sicherheit war nur vorgeschoben. Er wollte nicht, dass sein Meister seine Unruhe bemerkte, die die wichtige Mission, die ihm aufgetragen wurde, in ihm weckte. Er wandte sich um, um zu sehen, ob die zehn Reiter, die ihn begleiten sollten, die Furt bereits durchquert hatten. Sie waren alle da, tropfnass, aber bereit. Jeder trug ein zweifarbiges schwarz-weißes Schild, eine Lanze und zwei Schwerter, eines am Gürtel, das andere am Sattel. Durch die schweren Helme konnte man sie nicht auseinanderhalten. Sie hatten nur einen einzigen Auftrag: Bruder Hugues mit ihrem Leben zu verteidigen, was auch immer er tat.

Ein Manipel von Reitern tauchte zwischen den Soldaten auf. Robert d'Artois verzog das Gesicht, als er den Großmeister des Tempelritterordens, Guillaume de Sonnac, erkannte, den Kommandanten der Engländer, William Longsword, den Grafen von Salisbury, und dahinter die

Tempelritter der Eskorte. Dem Grafen von Artois war bewusst, dass der König ihm den Vorstoß nur anvertraut hatte, weil er wusste, dass Meister Guillaume ihn begleiten würde, ein verlässlicher und frommer Ritter, der sein Leben im Heiligen Land verbracht hatte. Die Tempelritter würden als Erste angreifen, Robert würde ihnen folgen müssen.

Sein Bruder war aber noch auf der anderen Uferseite, und er, Robert, hatte die besten Ritter des Reiches an seiner Seite. Wenn er jetzt angreifen würde, würde Louis es ihm danken, und der alte Tempelritter würde ihn nicht daran hindern.

Guillaume de Sonnac brachte sein Pferd vor Robert zum Stehen, der ihn mit einem triumphierenden Lächeln empfing.

»Meister, wir haben sie überrascht!«

Er deutete auf die ägyptischen Zelte. Der Templer antwortete ruhig, während er über die Schulter des Grafen schaute: »Nicht ganz, wie es scheint.«

Aus den christlichen Reihen erhoben sich vereinzelte Schreie. Eine Schar sarazenischer Reiter war aus dem nahen Dorf aufgetaucht, ein Spähtrupp oder Verstärkung, die nach al-Mansura unterwegs war. Sie blieben abrupt stehen, überrascht, die französische Kavallerie auf dieser Uferseite anzutreffen.

Robert drehte sich um, sah sie und zögerte nicht. Das war genau das, was er wollte. Ein weiteres Zeichen des göttlichen Willens.

»Sie haben uns gesehen. Wir müssen angreifen, bevor sie Alarm geben können!«

Er zog den Helm auf, gab dem Pferd die Sporen, umrundete die Schar der Tempelritter und schrie den französischen Rittern ihren Schlachtruf zu: »*Montjoie!*«

Hunderte Stimmen antworteten ihm.

»*Montjoie!*«

Guillaume versuchte, ihn aufzuhalten, und rief mit lauter Stimme: »Graf, der Befehl des Königs ...«

Doch Robert war zu weit vorn und hörte ihn nicht. Oder er wollte ihn nicht hören.

William Longsword wandte sich an den Großmeister: »Wir dürfen sie nicht allein lassen. Das ist Gottes Wille.« Dann ritt er hinter dem Grafen her und hob den Arm als Zeichen für seine Männer, ihm zu folgen.

Die christlichen Reiter begannen sich in Richtung ägyptisches Lager zu bewegen.

Der Großmeister war außer sich vor Wut, aber angesichts der Missachtung der Befehle durch den Grafen hatte er keine andere Wahl. Der Graf von Salisbury hatte recht, er konnte den Bruder des Königs nicht im Stich lassen, aber vor allem konnte er nicht zulassen, dass Roberts Reiter als Erste das Lager erreichten. Guillaume wandte sich an seine Mitbrüder, die noch abwarteten. An ihrer Spitze standen Renaud de Vichiers, Amaury de Troyes und Hugues de Jouy. Ohne sein Pferd anzuhalten, zeichnete er mit der rechten Hand rasch ein Kreuz in die Luft, dann hob er den Arm, um den Angriff zu befehlen.

Renaud de Vichiers gab dem Untermarschall ein Zeichen, der daraufhin mit dem *Beaucéant* nach vorn trat und ihm das Banner überreichte, ganz wie es die Regel vorsah.

